

SWR2 Wissen: Aula

Schlecht- oder Rechtschreiben Provokante Thesen zur Orthografie

Von Werner Schäfer

Sendung: Sonntag, 13. Oktober 2019, 8.30 Uhr

Erst-Sendung: Sonntag, 27. Januar 2019, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2019

In der Schule spielt Orthografie eine wichtige Rolle. Kinder sollen fehlerfrei schreiben. Muss das wirklich sein? Der Anglist Werner Schäfer hat sich darüber Gedanken gemacht.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die neue SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Anmoderation:

Mit dem Thema „Schlecht- oder Rechtschreiben – Provokante Thesen zur Orthografie“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

"Du hast zwar einen schönen kreativen Text verfasst, aber leider ist er voller Rechtschreibfehler" – so lautet ein häufiges Lehrerurteil im Deutschunterricht. Es zeigt, dass Orthografie in der Schule noch immer ein sehr wichtiges Thema ist. Kinder sollen richtig schreiben, anstatt einfach nur zu schreiben, gut zu schreiben. Doch was passiert, wenn es in Zukunft immer weniger auf die Rechtschreibung ankommt, wenn Maschinen für uns Texte korrigieren?

Dr. Werner Schäfer, Anglist an der Universität in Trier, präsentiert provokante Thesen zur Rechtschreibung.

Werner Schäfer:

Vor einiger Zeit kam ich mit dem Eigentümer meiner Kfz-Werkstatt ins Gespräch. Es ging um das Unternehmen und darum, wie die Geschäfte liefen. Im Laufe des Gesprächs fiel der Mann in ein oft gehörtes Klage lied von Unternehmern ein. Es sei so gut wie unmöglich, so lautete die Klage, geeignete Lehrlinge zu finden. Am Abend desselben Tages stimmten in einer Fernsehdokumentation deutsche Unternehmer das gleiche Klage lied an. Die Argumente glichen sich aufs Haar. Eine der Klagen lautete: "Die können ja noch nicht einmal richtig schreiben."

Ich war zunächst einmal positiv überrascht. Nicht über die Bewerber, die nicht richtig schreiben können, sondern über die Arbeitgeber. Die, so glaubte ich, prüften die Eignung von Bewerbern dadurch, dass sie sie Texte verfassen ließen. Eine solche Aufgabe kann tatsächlich viel über die Eignung eines Bewerbers verraten. Kann sich jemand verständlich und angemessen ausdrücken und einen kohärenten Text verfassen? Die Enttäuschung folgte auf dem Fuße: Ich musste einsehen, dass mit *Schreiben* gar nicht Schreiben im Sinne von Verfassen eines Textes gemeint war, sondern Rechtschreibung. In beiden Fällen bezogen sich die Klagen auf die Bewerbungsschreiben. Die, so wurde versichert, wimmelten nur so von Rechtschreibfehlern.

Die Gleichsetzung von Schreiben und Rechtschreibung, wie sie in den Äußerungen der Unternehmer zum Ausdruck kam, ist ein verbreitetes Missverständnis. Der Unterschied ist aber nicht unwesentlich. Um es pointiert zu sagen: Ein Text, der viele Rechtschreibfehler hat, kann gut sein, und ein Text, der keine Rechtschreibfehler hat, kann schlecht sein. Das ist dann der Fall, wenn der Text mit den vielen Rechtschreibfehlern klar, kohärent, gut strukturiert ist, eine einfache und verständliche Sprache benutzt, unnötige Wiederholungen vermeidet und präzises Vokabular verwendet. So ein Text wäre allemal einem Text vorzuziehen, der hinsichtlich der Rechtschreibung makellos, aber holprig ist und schwer verständlich, eine gestelzte oder allzu saloppe Sprache verwendet und von Hölzchen auf Stöckchen kommt.

Dies sind natürlich nur idealtypische Fälle. In der Realität wird man meistens eine Vermischung der Merkmale finden. Aber diese idealtypischen Fälle zeigen, welche Kompetenzen notwendig sind, um einen guten Text zu schreiben: Die Fähigkeit, sich in den anderen, den Leser, zu versetzen, seine Gedanken zu ordnen, unter verschiedenen Alternativen das beste Wort zu finden. Jemanden, der diese Fähigkeit beweist, würde ich als Unternehmer jemandem vorziehen, der Wörter richtig buchstabieren kann.

Das führt mich zu der ersten der drei, nicht ganz leicht verdaulichen Thesen der heutigen *Aula*: **Rechtschreibung ist nicht so wichtig**. Jedenfalls nicht, wenn man sie in Relation zu anderen sprachlichen Fertigkeiten setzt. Ob man *Weihnachten* mit oder ohne <h> schreibt, ist dann nicht mehr ganz so wichtig. Immerhin hat es in diesem Land schon einmal jemand, der *Weihnachten* ohne <h> schreibt, zum Bundeskanzler gebracht.

Um die etwas irritierende These, dass Rechtschreibung nicht so wichtig sei, zu untermauern, lohnt sich ein Blick in die Vergangenheit. Der zeigt, dass unsere Vorstellung von einer genormten Orthografie alles andere als eine Selbstverständlichkeit ist. Dass es überhaupt eine normierte *Rechtschreibung* gibt – das Wort selbst spricht Bände – ist eine relativ neue „Erfindung“. Sie geht bei uns in letzter Instanz auf das 19. Jahrhundert zurück, ein Jahrhundert, das sich der "Vermessung der Welt" widmete, mit der Ersten Orthographischen Konferenz von 1872, dem Erscheinen des *Orthographischen Wörterbuchs* von 1880, herausgegeben von einem gewissen Konrad Duden, und der Einführung verbindlicher Regeln nach der Zweiten Orthographischen Konferenz 1901 als Meilensteine.

Natürlich hatte es auch vorher immer wieder Versuche der Vereinheitlichung gegeben, aber es gab keine Instanz, die diese Normen durchsetzen konnte. Auch die Gründung der *Fruchtbringenden Gesellschaft* auf Schloss Hornstein (1617) und die Gründung anderer Gesellschaften, die in ihrer Folge entstanden, führte nicht zur Herausbildung eines Standards. Den Gesellschaften fehlte die Autorität dazu. Noch 1656 konnte Georg Philipp Harsdörffer im Hinblick auf eine einheitliche Rechtschreibung äußern: "Und singet ein jeder Vogel, wie ihm der Schnabel gewachsen ist."

Für den weitaus längsten Teil der Geschichte der deutschen Sprache gab es also keine Recht-Schreibung. "Falsch" gab es nicht und konnte es angesichts des Fehlens von verbindlichen Regeln und Regelwerken auch gar nicht geben. Variation war die Regel, was man heute noch an der unterschiedlichen Schreibweise von Nachnamen wie *Meier* oder *Schmidt* ablesen kann. Das ging so weit, dass ein und dasselbe Wort von ein und demselben Autor in ein und demselben Text unterschiedlich geschrieben werden konnte.

Ein prominentes Beispiel für Variation in der Rechtschreibung ist der große Shakespeare. Es sind wenige handschriftliche Zeugnisse von Shakespeare erhalten. Zu den wenigen erhaltenen Zeugnissen zählen Unterschriften, in der Regel Unterschriften, die nicht der Dichter Shakespeare, sondern der Bürger Shakespeare leistete, u.a. bei Urkunden über Immobilienkäufe. Shakespeare war ein cleverer Geschäftsmann. Vorausgesetzt, man kann diese Unterschriften entziffern – denn Shakespeare hatte eine Sauklaue –, wird man feststellen, dass sie nicht identisch

sind. Die drei Unterschriften unter seinem Testament weisen zwei verschiedene Schreibweisen auf, und auf seinem Grabstein ist sein Name anders geschrieben als der seiner Ehefrau. Shakespeare konnte nicht einmal seinen eigenen Namen richtig schreiben. Im Vergleich dazu ist *Weihnachten* ohne <h> dann nicht mehr ganz so schockierend.

Das ist natürlich kein Argument gegen eine normierte Rechtschreibung, wie sie in einer modernen, verwalteten Gesellschaft üblich und erforderlich ist. Es ist aber ein Argument gegen eine Überschätzung der Bedeutung der Rechtschreibung. Rechtschreibung ist nur ein kleiner und letztlich nachgeordneter Teil der Schreibkompetenz.

Dem wird auch eine Entscheidung des Chemiekonzerns BASF gerecht. Der legte von 1975 bis 2012 jährlich etwa 300 Bewerbern den gleichen Rechtschreibtest vor. Seit 2012 nutzt der Konzern den Test nicht mehr. Begründung: In der digitalisierten Lehr-, Lern- und Arbeitswelt seien andere Fertigkeiten wichtiger als die Rechtschreibung.

Von der Vergangenheit in die Zukunft. Da gibt es eine Verbindung, und die wird uns zu der zweiten These führen: **Wir werden demnächst keine Rechtschreibfehler mehr machen.** Wenn Rechtschreibung in der Vergangenheit kein Aufreger war, weil es keine verbindliche Norm gab, so wird sie in der Zukunft – vielleicht – kein Aufreger mehr sein, weil wir keine Fehler mehr machen. Wir werden den Lehrer/Lektor/Korrektur ständig bei uns haben. Keinen menschlichen Lehrer/Lektor/Korrektor, sondern einen künstlichen. Der stellt sicher, dass alles seine Richtigkeit hat.

Die Zukunft hat natürlich schon längst begonnen. Elektronische Rechtschreibprogramme helfen uns in mehrfacher Hinsicht: Sie unterstreichen, sie korrigieren, sie schlagen Alternativen vor. Und das geschieht voraussetzungslos: Keine technischen Kenntnisse sind vonnöten, keine komplizierten Operationen erforderlich, damit das Programm seine Dienste tut. Es geht wie von Zauberhand.

Um ein einfaches Beispiel aus der eigenen Lehrtätigkeit anzuführen: Das englische Wort für Englisch, *English*, wird im Englischen immer großgeschrieben, unabhängig davon, ob es sich auf Sprache, Menschen oder Institutionen bezieht. Wenn ich das Wort kleinschreibe, erlaubt mein PC das gar nicht. Er nimmt die Kleinschreibung nicht an. Er verbessert mich automatisch und wendet die Großschreibung an. Die einzige Bedingung ist, dass das Rechtschreibprogramm für Englisch aktiviert ist. Wenn ich das Wort kleinschreiben will, muss ich den PC "austricksen", ich muss dafür sorgen, dass die Korrektur unterbleibt.

Tatsächlich habe ich gelegentlich einen Grund, das Wort klein zu schreiben, nämlich dann, wenn ich es als Beispiel für einen Rechtschreibfehler der Studenten verwenden will. Denn die falsche Rechtschreibung kommt in deren Texten tatsächlich vor. Dieser Fehler ist die Folge einer Interferenz mit dem Deutschen, denn hier wird *englisch* in der Regel kleingeschrieben. Die Studenten, immerhin Studenten der englischen Philologie, machen diesen Fehler, obwohl sie in Lehrbüchern (und anderen Publikationen) das Wort noch nie in Kleinschreibung gesehen haben können.

Sie könnten diesen Fehler vermeiden, wenn sie das Rechtschreibprogramm aktivierten. Warum sie das nicht tun, war mir lange ein Rätsel, bis es sich herausstellte, dass das in der Schule in der Regel nicht gern gesehen wird. Man unterstellt vermutlich, dass die Schüler in eine Abhängigkeit von dem Rechtschreibprogramm geraten könnten. Wo bleibt denn da die Eigenständigkeit?

Aber: Ein Rechtschreibprogramm ist ein Hilfsmittel, genauso wie ein Wörterbuch ein Hilfsmittel ist. Wenn wir früher den Schülern den umständlichen Weg zum Wörterbuch gepredigt haben, verbauen wir ihnen heute den einfachen Weg zum elektronischen Hilfsmittel? Ist das sinnvoll? Erfolgreich jedenfalls ist diese Strategie nicht. Sonst würde der Fehler nicht immer wieder vorkommen.

Natürlich kann man einwenden, dass die Dinge nicht immer ganz so einfach liegen wie bei *English*. In vielen Fällen wird das Rechtschreibprogramm den *Kotext* – also die Wortumgebung – und manchmal auch den *Kontext* – also den Sinnzusammenhang – erkennen müssen, um einschätzen zu können, ob ein Wort richtig geschrieben ist. Ich teste meinen PC dadurch, dass ich in diesem Satz „*dass*“ mit einem <s> schreibe. Der PC versagt. Er erkennt nicht, dass „*dass*“ mit doppeltem <s> geschrieben wird. Dann gebe ich genau diesen Satz zur Überprüfung in ein frei verfügbares Programm im Internet ein, und siehe da: Ich bekomme eine Korrektur, einschließlich des Kommentars: "Falls es sich um eine Konjunktion handelt, muss ‚*das*‘ durch ‚*dass*‘ ersetzt werden." Das Rechtschreibprogramm versteht Grammatik! Vor zwanzig Jahren hätten die meisten von uns wohl kaum einer Maschine eine solche Kompetenz zugetraut. Es spricht einiges dafür, dass solche Systeme weiter verbessert werden und unsere Rechtschreibschwächen beheben.

Man ist leicht, allzu leicht versucht, solche Abhängigkeit von Maschinen als Verlust zu begreifen, als Kulturverfall gar. Man wird fragen: Wo bleibt denn da das Lernen? Diese Befürchtung könnte sich als gegenstandslos erweisen. Beim Gebrauch der elektronischen Hilfsmittel kann Lernen durchaus stattfinden. Sie bieten Input und, in gewisser Weise, auch Interaktion, zwei essenzielle Voraussetzungen für erfolgreiches Lernen. Mit unendlicher Geduld werden sie unsere Fehler markieren und verbessern. Wenn man die Entwicklung zu Ende denkt, dann werden wir nur noch Bruchteile von Wörtern eingeben müssen – und das ist ja auch heute schon häufig der Fall – und die elektronische Vorrichtung ergänzt diese Wortfetzen und bringt sie als perfekte, richtig geschriebene Wörter zu Papier oder, besser gesagt, auf den Bildschirm. Wenn sie das tut, warum sollten wir ihre Dienste nicht in Anspruch nehmen? In einer solchen Welt wäre Rechtschreibung tatsächlich nicht mehr von Belang.

Aber, so könnte man einwenden, wie ist es denn mit handschriftlichen Texten? Da wird uns doch kein Lehrer/Lektor/Korrektor zur Seite stehen. Dann werden wir völlig auf uns selbst angewiesen sein. Aber: Wird es in Zukunft überhaupt noch handschriftliche Texte geben? Diese Frage klingt ketzerisch und evoziert düstere Zukunftsvisionen. Aber vielleicht nur für uns, die wir in einer anderen Welt aufgewachsen sind. Dass sich Schreibmaterialien ändern, hat es im Laufe der Zivilisation immer wieder gegeben, und solche Veränderungen, wie die Einführung von Papier, sind nicht zu Ungunsten der Zivilisation ausgegangen. Ein ähnlich radikaler Umbruch kann uns bevorstehen. Diejenigen von uns, die ihre Einkaufslisten noch mit Stift und Notizblock schreiben, sind heute schon Fossile. Und müssen sich

die Frage gefallen lassen, warum sie nicht für ihre Notizen das Handy benutzen, das sie ohnehin bei sich führen.

Bei der dritten (provokanten) These der heutigen *Aula* geht es nicht um die Rechtschreibung an sich, sondern um das Erlernen der Rechtschreibung. Diese These lautet: **Die Methode ist nicht so wichtig.**

Hier sei ein Blick auf die Fremdsprachendidaktik der letzten Jahrzehnte erlaubt. Der rechtfertigt eine generelle Skepsis gegenüber der Bedeutung von Methoden. Noch in der unmittelbaren Nachkriegszeit konnte ein Buch mit dem Titel *Der geborene Lehrer* erscheinen. Die in diesem Titel zum Ausdruck kommende Konzeption wurde abgelöst durch die Erkenntnis, dass man Lehrer nicht *ist*, sondern *wird*. Dass eine solide Ausbildung einem zukünftigen Lehrer ein Methodenrepertoire an die Hand geben kann, das ihn zu einem guten Lehrer macht. Das löste eine jahrzehntelange Methodendiskussion aus, in deren Verlauf immer neue Methoden propagiert und als Königsweg zum Erfolg vermarktet wurden.

Ein denkwürdiges Beispiel ist die Audiolinguale Methode, in deren Gefolge Sprachlabore in die Schulen kamen, die dann, nachdem die Methode ihren Zenit überschritten hatte, oft in einem jämmerlichen Zustand vor sich hinvegetierten und schließlich wieder verschwanden. Von dem ursprünglichen Enthusiasmus war nichts mehr übriggeblieben. Die Audiolinguale Methode wurde jetzt mit ebenso großer Überzeugung abgelehnt wie sie vorher gepriesen worden war und ebenso vorschnell zu den Akten gelegt, wie sie vorher eingeführt worden war. Dieses Muster sollte sich dann immer wieder wiederholen. Bis man an der Zauberkraft von Methoden zu zweifeln begann. Der Blick richtete sich jetzt auf den Lerner statt auf die Methode und in neuerer Zeit wieder – und hier schließt sich der Kreis – auf den Lehrer.

Stellvertretend für die Skepsis gegenüber Methoden stehen zwei angelsächsische Forscher, die sich jahrzehntelang mit Sprachlernmethoden beschäftigen haben und Autoren eines einschlägigen Lehrbuchs über Fremdsprachenlehrmethoden sind, Jack Richards und Theodore Rodgers. Die neueren Ausgaben ihres Lehrwerks enthalten ein zusätzliches Kapitel, in dem die Autoren zu dem bemerkenswerten Schluss kommen, dass die Bedeutung der Methoden über viele Jahrzehnte überschätzt worden sei. Erstens gäbe es in der Wirklichkeit des Klassenzimmers kaum jemals die reine Methode, der meiste Sprachunterricht sei eklektisch. Zweitens konzentrierten sich unterschiedliche Lehrmethoden fast ausschließlich auf untere Lernstufen, hätten aber kaum unterschiedliche Rezepte dafür, wie fortgeschrittene Lerner unterrichtet werden sollten. Drittens, argumentieren die Autoren, sei das tatsächliche Lernergebnis am Ende erstaunlich ähnlich, auch wenn unterschiedliche oder sogar diametral entgegengesetzte Lehrmethoden verwendet würden.

Auf den Punkt gebracht: Einem fortgeschrittenen Fremdsprachenlerner sieht man es nicht mehr an, nach welcher Methode er die ersten Schritte gemacht hat. Die Unterschiede nivellieren sich. Das ist eine verblüffende Erkenntnis, zumindest auf den ersten Blick. Auf den zweiten Blick ist es nicht mehr ganz so verblüffend. Der Fremdsprachenunterricht beinhaltet viele Faktoren, die für den Lernerfolg verantwortlich sind: Lernziele, Unterrichtsmaterialien, den Lerner, den Lehrer, Größe, Zusammensetzung und Beschaffenheit der Lerngruppe, die Organisation des Lernprozesses, materielle Voraussetzungen usw. Da sind die Methoden nur *ein* Faktor unter vielen, und der steht in Wechselwirkung mit anderen Faktoren.

Die Erkenntnis, die daraus resultiert, ist verblüffend einfach: Ein und dieselbe Methode kann in der Hand eines Lehrers gelingen, in der Hand eines anderen Lehrers misslingen. Die Parallele zwischen Erwerb einer Fremdsprache und Erwerb von Rechtschreibkompetenz drängt sich auf. Auch hier mag die Methode nicht von vorrangiger Bedeutung sein.

Aber gibt es nicht wissenschaftliche Studien, die nachweisen können, ob eine Methode einer anderen überlegen ist? Auch hier ist Skepsis geboten. Und die gilt nicht nur für Studien zur Rechtschreibung oder zum Fremdsprachenerwerb. Skepsis ist ganz allgemein geboten angesichts unserer wissenschaftsgläubigen Gesellschaft – der Wortteil *gläubig* spricht Bände. Einer Gesellschaft, die es zulässt, dass Journalisten unbekümmert verkünden, etwas wäre "wissenschaftlich bewiesen", ohne die Studien, die zu diesen "Erkenntnissen" geführt haben, auch nur zu kennen.

Kardamom, wird da im Brustton der Überzeugung verkündet, verhindere Krebs. Das sei "wissenschaftlich bewiesen". Einen solchen Beweis zu liefern, wäre beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Es würde nämlich nicht nur darum gehen, eine Korrelation zwischen den beiden Erscheinungen nachzuweisen, sondern einen Kausalzusammenhang. Den anzunehmen, ohne ihn nachweisen zu können, ist ein verbreiteter logischer Fehlschluss. Wie er erst kürzlich zutage trat im Zusammenhang mit der auch von seriösen Quellen über Jahre verbreiteten wundersamen Heilwirkung von grünem Tee, popularisiert von dem Heidelberger Professor Haunstein, der öffentlichkeitswirksam verbreitete, er sei durch den Konsum großer Mengen von grünem Tee von einer schweren Erkrankung, einer leukämie-ähnlichen Krankheit, geheilt worden. Erst Jahre später wurde jetzt in einer aufwändigen, langwierigen empirischen Studie nachgewiesen, dass kein Kausalzusammenhang zwischen Tee und zwischenzeitlicher Genesung bestanden haben kann, dass die beiden Faktoren lediglich miteinander korrelierten.

Auch aus anderen Gründen können wissenschaftliche Studien in die Irre führen. Bei Studien, die sich der Rechtschreibung oder dem Lernen allgemein widmen, bleibt häufig die Langzeitwirkung unberücksichtigt. Was passiert, wenn die Studie vorüber ist? Der Lernprozess ist damit nicht abgeschlossen, aber er bleibt dem Blick des Forschers verborgen. In einer Studie zu der Stellung der Adverbien im Englischen wurden zwei Lerngruppen verglichen. Die Experimentalgruppe erhielt Unterricht mit der Stellung der Adverbien als Schwerpunkt: Erklärungen, kommunikative Übungen, korrekatives Feedback des Lehrers. Die Vergleichsgruppe fuhr mit dem gewohnten Unterricht fort. Am Ende des Experiments wurden die beiden Gruppen verglichen und es stellte sich heraus, dass die Experimentalgruppe der Vergleichsgruppe deutlich überlegen war, was die Stellung von Adverbien angeht. Die konkrete Unterrichtsmethode hatte ihre Wirksamkeit bewiesen. So weit, so gut, so einfach. Dann wurden die Tests nach zwei Monaten wiederholt, und es erwies sich, dass die Experimentalgruppe immer noch überlegen war, aber nicht mehr so deutlich wie vorher. Und als nach einem Jahr der Test nochmals wiederholt wurde, war kein Unterschied mehr festzustellen. Der Effekt war verpufft. Die These von der Wirksamkeit der Methode war null und nichtig. Wenn die Studie gleich nach der Durchführung des Experiments veröffentlicht worden wäre, hätte man etwas "bewiesen", was schlechterdings nicht stimmte.

Werfen wir einen Blick auf die spezifischen Methoden zum Erlernen der Rechtschreibung. In einer kürzlich erschienenen Bonner Studie, die ungewöhnlich viel Resonanz in der Öffentlichkeit erntete, wurde die analytisch-synthetische Methode, die "Fibel"-Methode, mit zwei "alternativen" Methoden verglichen, der Methode "Lesen durch Schreiben", bei der die Schüler "nach Gehör" schreiben, also so schreiben, wie sie es für richtig halten, und der Rechtschreibwerkstatt, bei der Schüler individuell in unterschiedlicher Reihenfolge Materialien bearbeiten. Es wurde eine deutliche Überlegenheit der Fibel-Methode gegenüber den beiden Vergleichsmethoden konstatiert.

Das fand viel Beachtung beim Publikum und viel Beifall. Warum ist das so? Erstens ist uns diese Methode vertraut. Wir möchten keine Abweichungen davon. Zweitens gilt allgemein die Annahme, die Rechtschreibkompetenz befinde sich auf dem absteigenden Ast, und was liegt näher, als das den verfehlten neumodischen Methoden zuzuschreiben? Und drittens finden wir diese Methode einleuchtend: Ein Buchstabe wird einem Laut zugeordnet und umgekehrt. So lernt man schreiben. Dahinter steht aber ein Missverständnis des Rechtschreibprinzips des Deutschen, das eben kein phonologisches ist, sondern ein Mischsystem, in dem morphematische und etymologische Prinzipien neben den phonologischen greifen.

Vereinfacht gesagt: Die deutsche Rechtschreibung ist der Worttreue verpflichtet, nicht (nur) der Lauttreue. Deshalb schreiben wir *Hand* mit <d>, obwohl wir – Symptom der Auslautverhärtung des Deutschen – /t/ sprechen: *Hand*. Vier verschiedenen Schreibweisen für denselben Vokal haben wir in *Bibel*, *Biene*, *fliehen*, *ihnen*. In *hohl* (Adjektiv) haben wir ein *stummes* <h> und eins, das gesprochen wird. Dann haben wir Doppelbuchstaben wie <ch> oder <th> und sogar Dreifachbuchstaben wie <sch>, die nur einen Laut wiedergeben. Wir unterscheiden zwischen „*dass*“ (Konjunktion) und „*das*“ (Artikel), aber nicht zwischen „*das*“ (Artikel) und „*das*“ (Pronomen).

Das alles stellt eine erhebliche Hürde für den Lerner dar. Selbst ein scheinbar so einfaches Wort wie *Esel* weist eine Abweichung von dem 1:1-Ideal auf, der perfekten Graphem-Phonem Korrespondenz. Der Buchstabe <e> steht in *Esel* für unterschiedliche Laute. Lerner, die nach der Fibel-Methode lernen, und vermutlich nicht nur die, lesen deshalb folgerichtig /e:ze:l/. Ein Kind muss also beim Rechtschreiberwerb ein abstraktes Lautschema und ein ebenso abstraktes Schreibschema entwickeln, um richtig schreiben zu können. Mit der Erlernung einer einfachen, mechanischen Graphem-Phonem-Korrespondenz ist es nicht getan. Wir unterschätzen die Schwierigkeiten, die die Erlernung der Rechtschreibung bedeutet. Es ist einfach zu lange her, dass wir sie erlernt haben.

Das ist natürlich noch kein Argument gegen die Anwendung der Fibel-Methode. Wenn sie denn erfolgreich ist. Das ist mit der Studie aber noch nicht erwiesen. Neben einigen methodischen Problemen erhebt sich auch hier die Frage nach der Langzeitwirkung. Wird die Methode sich langfristig auswirken? Oder nivelliert sich der Effekt der Methode im Laufe der Zeit? Dies sind Fragen, auf die es keine einfachen Antworten gibt. Aber sie sollten uns Warnung sein vor allzu schnellen Schlussfolgerungen. Vor allem vor Schlussfolgerungen der Art, wie sie jetzt von ranghohen Bildungspolitikern kamen, die "Konsequenzen" aus der Studie forderten. Zu einem Zeitpunkt, wo die Details der Studie noch gar nicht bekannt waren.

Dazu kommt ein anderes Problem: Gesetzt, diese Methode ist erfolgreich, nachweisbar und langfristig erfolgreicher als die "alternativen" Methoden, heißt das noch nicht, dass sie "besser" ist, so paradox das auch klingen mag. Kinder, die nach der Fibel-Methode schreiben, sind gebunden an die Buchstaben, die sie bis dahin gelernt haben. Sie müssen standardisierte, vorgegebene Sätze schreiben, ohne persönlichen Bezug: *Else, Uli, Lili lesen. Nun, Uli, male Ilse, male Lili*. So stand es früher in den Kinderfibeln. Auch wenn die Sätze heute nicht mehr ganz so sinnentleert sein mögen, fragt es sich, ob das der Freude am Schreiben und am Lesen förderlich ist. Und Freude am Lesen und Schreiben kann sich wiederum positiv auf die Rechtschreibleistungen auswirken. Abweichende Schreibweisen wie *Fata* für *Vater* sind zwar falsch, geben aber Aufschluss über den Entwicklungsstand des Kindes und *können, müssen* aber nicht, Gegenstand der Korrektur sein. Umgekehrt sollte man sich vor der Schlussfolgerung hüten, aus Lernern, die nach der Fibel-Methode lernen, könnten keine eifrigen Leser und Schreiber werden. Die Erfahrung der Vergangenheit belegt das Gegenteil.

Was folgt nun aus all dem? Rechtschreibung ist ein hoch sensibles Thema. Über Rechtschreibung wird und wurde schon immer mit viel Leidenschaft gestritten. Und nicht nur Gelegenheitsschreiber haben sich zu wenig differenzierten, dem Bauchgefühl entstammenden Äußerungen hinreißen lassen: Thomas Mann sprach angesichts eines Reformvorschlags von der "Verarmung, Verhässlichung und Verundeutlichung" des Schriftbilds. Die Sprachbenutzer fühlen sich persönlich betroffen. Von dem Regelwerk und erst recht von möglichen Veränderungen. Schon im 19. Jahrhundert soll ein norwegischer Sprachforscher gesagt haben: "Was die Leute einmal in ihren Kopf gehämmert haben, dazu stehen sie, so sehr du sie auch zu überzeugen versuchst, dass es unpraktisch, falsch und unangemessen ist."

Dem kann man zustimmen, wenn man die Debatten verfolgt. Oft werden emotionale Einzelfälle herausgegriffen und schwere kulturpolitische Konsequenzen befürchtet. Das war bei der Ersten Orthographischen Konferenz 1876 nicht anders als bei der Überarbeitung der Rechtschreibung 1998, bei der neben sachlich begründeter Kritik auch der Untergang der deutschen Sprache heraufbeschworen wurde. Es geht aber gar nicht um "die Sprache", die uns die Politiker angeblich "wegnehmen" wollen. Es geht "nur" um die Rechtschreibung, dem einzigen Teilbereich der Sprache, der sich "von oben" normieren lässt. Die Regeln der deutschen Sprache kann niemand per Erlass verändern. Das sollte man, bei allem Respekt vor der Betroffenheit der Sprachbenutzer, richtigstellen dürfen. Ebenso sollte man richtigstellen dürfen, dass die standardisierte Rechtschreibung nur für den amtlichen und schulischen Bereich verbindlich ist. Ansonsten können wir schreiben, wie wir wollen, in privaten wie in geschäftlichen Angelegenheiten. Da gibt es keine Vorschriften.

Man sollte auch zu mehr Offenheit aufrufen dürfen, Offenheit einerseits gegenüber Veränderungen – *Tür* ohne <h> ist uns heute eine Selbstverständlichkeit, stieß aber früher auf heftige Ablehnung – Offenheit andererseits gegenüber alternativen Schreibweisen: Was spricht dagegen, dass andere eingedeutscht *Majonese* schreiben (im Internet wimmelt es davon), wenn ich selbst bei der angestammten französischen Schreibweise *Mayonnaise* bleiben kann?

Und was die Rechtschreibkompetenz angeht, ist etwas mehr Gelassenheit gefragt. Klagen über schlechte Rechtschreibung sind nichts Neues. Schon in den dreißiger Jahren klagten deutsche Wirtschaftsverbände über die "bodenlose Orthografie" der

Bewerber. Das Goldene Zeitalter liegt immer in der Vergangenheit. Das war schon in der klassischen Antike so. Die Wirklichkeit ist anders. Es ist nicht immer fünf vor zwölf.

Gute Rechtschreibung ist weniger ein Selbstzweck als ein Symptom: Wer viel liest, schreibt besser – und richtiger.
